

Der kleine Riß.

Von Margaret G. Sangler.

An einem wundervollen October- tage, wo die Luft gleich betäubendem Champagner war, der Himmel in Sapphirblau strahlte und das Laub der Bäume in den prächtigsten Farben prangte, fand die Hochzeit von John MacDermott mit Mildred Parsons statt.

Die Festlichkeit konnte sich mit dem Wetter messen. Die schlanke, schöne Braut bot in ihrem weißseidenen Gewande einen wunderbar liebendenden Anblick zu dem so stattlich und männlich erscheinenden Bräutigam, und die Hochzeitsgäste, die sich zahlreich eingefunden hatten, um den Ehrentag des allgemein beliebten jungen Paares zu verherrlichen, waren in ganz besonders gehobener und fröhlicher Stimmung.

Als die beiden jungen Menschenkinder in der blumengeschmückten Kirche durch den kurzen und feierlichen Akt vor dem Altar zum Bund der Lieb- den bereit wurden, schen nach menschlicher Berechnung alles auf eine glückliche, sphaerlose Ehe zu deuten. John war ein tüchtiger und fleißiger Geschäftsmann, der sich überall der größten Achtung und Liebe erfreute, und Mildred wurde von ihren Bekannten innig geliebt, ja ange- schrieben. Und mit Recht. Sie war nicht nur auffallend schön, sondern auch klug und gut, und vor allem ein feinerer, vollkommen gefärbter Cha- rakter.

Legteres hatte wohl darin seinen Grund, daß ihr die sieben Jahre seit der Verlobung der Schulfreunde in ungetrübter Harmonie verfloßen waren.

Es waren in der That sieben herrliche, fröhliche Jahre gewesen! Wie- leicht gerade deshalb so herrlich, weil Mildred in der völligen Unabhängigkeit verlebte hatte. Denn das junge Mäd- chen von heututage empfindet nicht so brüderlich, als wenn es als un- geliebtes Mitglied der menschlichen Ge- sellschaft im Elternhause ein thät- loses, abhängiges Leben verbringen muß.

Mildred hatte es in dieser Be- ziehung ganz besonders gut gehabt. Von väterlicher Elternliebe und Elternfürsorge umgeben, war sie an ihrer Mutter Seite in die Gesellschaft getreten und auch stets von ihr beglei- tet worden. Daneben aber hatte sie sich ihr Leben ganz nach ihrem Belie- ben gestalten dürfen. Sie hatte ein eigenes Malleierbessen und sich der Ausübung ihres Talentes mit ganzem Eifer und Hingebung gewid- met. In zwei Jahre vor ihrer Hoch- zeit hatte sie sogar mit einem gleich- samten Freundin in einem winzigen, aber entzückenden Chambre Garnie mehrere Monate einen eigenen Haus- halt geführt, mit nur einer einzigen alten Dienerin, um die großen Ver- richtungen zu versehen und ihren stören- den Einbringling, wenn irgend möglich, abzuweifen.

So hatte Mildred auf sehr leichte und angenehme Weise sich selbst ein Taschengeld erworben. Denn es ist wirklich angenehm, Zeichnungen für Buchdeckel und Illustrationen für Zeitschriften zu entwerfen oder Sitz- gen aus dem Universitätsleben u. s. w. zu liefern und dafür ein gutes, ange- messenes Honorar zu erhalten. Es gab auch wohl wenige junge Mädchen, die so بهتر und glücklich wie Mildred waren. Und als sie die Betanntschaft von John MacDermott machte, ihm lieben lernte und ihm ihr Jawort gab, war der Becher ihres Glückes bis an den Rand gefüllt.

Und John fühlte sich ebenfalls un- endlich glücklich. Er liebte Mildred tief und innig und vor solch, ein so seltenes Mädchen sein eigen nennen zu können. Und als nun der Tag, der ihn und Mildred nach der Stätte bringen sollte, wo sie ihre Ffiter- tochter zu verbringen gedachten, sich in Bewegung setzte, hielt sich John für den glücklichsten Menschen auf dem weiten Erdenrund. Mit Entzücken beobachtete er seine holde Gattin, und voll tiefer Rührung bemerkte er eine silberne Thräne in ihrem schönen Auge. Järtlich beugte er sich zu ihr herab und sagte:

„Sei nicht traurig Schatz. Dege keine Furcht. Es wird meine Lebens- aufgabe sein, dich zu hüten und zu schügen wie meinen Augapfel.“

„Wovor sollte ich mich fürchten?“ fragte sie heiter. „Ich fühle mich nur so unendlich, so über alle Maßen glücklich!“

Ein Jahr war verstrichen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte eine kleine Veränderung in dem Benehmen des jungen Paares zueinander, eine ganz geringe Abnahme der gegensei- gen Zuneigung wahrnehmen können. Es gab offenbar Nuancen in der Melodie ihres Lebens, die eine unbe- deutende, aber unaufhörliche Reibung hervorriefen. Auch hatte Mildreds Anblick seine erquickende Heiterkeit ver- loren, sogar ein ganz kleiner harter Zug lag um ihre Mundwinkel, und ihre bisher so auffallend liebliche Stimme klang jetzt zuweilen beinahe scharf und gereizt. John, der gleich den meisten Männern in gewisser Hin- sicht seinen Gesichtsausdruck, erkannte zwar die Veränderung an seiner jungen Gattin, sie berührte ihn auch sehr schmerzlich, aber trotz häufigen Nach- grübelns wußte er sich nicht deren Ursache zu erklären.

„Ich hätte darauf schwören mögen, daß Mildred ein vollkommen gefärbter Charakter sei,“ sagte er sich. „Und doch wird sie jeden Tag launenhafter und gereizter. Ich weiß alle Frauen so sind? — Meine gute Mutter war allerdings stets gleichbleibend liebens- würdig. Aber sie war auch eine Hei- lige.“

John vergaß jedoch, daß seine Mutter schon seit seiner frühesten Kindheit an Wittwe gewesen war und ein gra- des, ihr zur unumschränkten Verfü- gung stehendes Vermögen gehabt hatte. Sie hatte also eine vollkom- men unabhängige und in pekuniärer Hinsicht geradezu glänzende, benei- denswerthe Stellung eingenommen.

Johns Gattin dagegen mußte, ob- gleich er nicht die blasseste Abnung davon hatte, die ganze Bitterkeit der Bettelarmut kosten.

John hatte ein bedeutendes Ein- kommen. Das Haus war auf groß- dem Fuß eingerichtet — es wurden zwei weibliche Dienstmädchen und ein Diener in Livery gehalten — und Mildred erwies sich als eine Mutter- wirthin. John sorgte reichlich für alles zum Haushalt Nötige und be- zahlte selbst die Rechnungen. Wenn Mildred ihn um Geld bat, gab er es stets. Allerdings immer mit einer Art Grobmut und oft sich im Innern verwundend, daß sie es überhaupt verlangte. Was brauchte Mildred Geld? Was hatte sie nötig, selbst Einkäufe zu machen? Und wenn sie es denn durchaus thun wollte, wie viel bequemer war es doch für sie, sich eine Rechnung schreiben zu lassen, die ihm Gatte durchsah und beglich, wenn sie ihm präsentirt wurde? Der Ge- dank, daß Mildred Geld für irgend einen persönlichen, individuellen Be- darf brauchte, kam seinem männlich schmerzlichen Gehirne niemals.

Und als seine Gattin, die, um die Wahrheit zu gestehen, in letzter Zeit sich oft hätte halbtot rennen müssen, weil sie nicht Geld zur Elektrifizierung befehlen, und auch die Aufnahme in einem sehr erklusiven Club abgelehnt hatte, aus Furcht, nicht die Eintritts- gebühren und den jährlichen Beitrag entrichten zu können, ihm eines Tages bat, er möge ihr regelmäßig ein mo- nathliches Taschengeld schicken, starrte er sie entsetzt an.

„Um Gottes willen, Mildred, bist du von Sinnen?“ rief er erregt. „Woher brauchst du ein bestimmtes, persönliches Geld? Sollen wir ge- sonderte Interessen haben? Meine Worte sind dir doch immer zur Ver- fügung, und alles, was ich besitze, ge- hört dir ebenso wie mir. Gesonderte Interessen in einer Familie sind mir verhasst. Bitte mich um etwas an- deres, Schatz. Leben anderen Wunsch will ich dir mit Freuden erfüllen, aber in solch eine törichte, närrische Idee werde ich nur nie und nimmer ein- willigen.“

Und John sehte eine eigenartige, verdorrte Miene auf. Mildred wandte sich Holz ab. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten. Der Gatte sah sie entsetzt an. Ein kleiner Zorn stand Mildred vorzüglich; und bis jetzt war es John stets ein leichtes Ge- schen, solchen Zorn zu besiegen. Ja, es bereitete ihm sogar ein gewisses Vergnügen, Mildred in dieser Stim- mung zu behandeln, ähnlich dem, welches ein Reiter empfindet, wenn er ein zu liefern und dafür ein gutes, ange- messenes Honorar zu erhalten. Es gab auch wohl wenige junge Mädchen, die so بهتر und glücklich wie Mildred waren. Und als sie die Betanntschaft von John MacDermott machte, ihm lieben lernte und ihm ihr Jawort gab, war der Becher ihres Glückes bis an den Rand gefüllt.

„Sei nicht verdrießlich, Schatz,“ sprach er järtlich.

„Sein Anblick wurde sehr weich, er zog Mildred an sich und küßte sie, mit einem von Leidenschaft durchglüh- ten Kusse, der Mildred sonst bis in ihres Herzens Tiefe hätte erleben lassen. Heute nahm sie ihn kühl hin, ohne ihn zu erwidern. Solch ein gedulde- ter Aufbruch deutet aber einen Gatten auf's höchste.“

„Du könntest etwas liebenswürdi- ger sein, Mildred,“ sagte er verstimmt, in gänzlich veränderten Tone. „Wünschst du noch heute Geld?“

„Nein, danke,“ entgegnete Mildred. „Ich wollte nicht einen augenblick- lichen Mangel abheben, sondern es war mir darum zu thun, ein neues Regime in unserer Finanzwirtschaft einzuführen. Ich fühle, daß sie auf falscher Grundlage beruht — es sollte nicht nur alles ein Erbeitem meiner- seits und ein großmütiges Geben de- nerseits sein. Du müßtest mich wüßig in deine Vermögensverhältnisse einbeziehen und, denen angemessen, mit meinem unbeschränkten Privatbe- brauch regelmäßig jeden Monat eine bestimmte Summe geben. Ich wünschte, ich hätte daran vor der Heirat gedacht.“

„Du willst doch nicht damit sagen, daß das irgendwelchen Ein- schlag auf deinen Einkuß ausgeübt hätte?“ fragte er mit tief gerunzel- ten Brauen.

„Doch! Einen sehr großen!“ gab sie sich zur Antwort. „Mit Ueber- legung hätte ich niemals die Stellung einer lebenslänglichen Bettlerin er- wöhnt.“

John sah sie durchdringend an. Sie erwiderte diesen Blick. Ihre Un- gepaarte, die sich bisher nur in Liebe begegnet waren, traten sich nun feind- lich gegenüber, gleich geizigen Schwärtern.

Einem Moment später wurde die Haustür heftig angeschlagen. Die langsam Schritten, in erregter, un- behaglicher Stimmung ging John die Straße hinunter. Er blieb auch den

ganzen Tag in der reizbarsten Ver- fassung, und als der Abend da war, fürchtete er sich beinahe nach Hause zu kommen.

Mildred hätte ihren Zorn sehr leicht auf indirektem Wege erreichen können — durch Liebstofungen, Schmeicheleien oder durch Anwendung von Gift. Als John, von pöblicher Leidenschaft ergriffen, sie so heftig küßte, hätte sie nur ihre Arme um seinen Hals schlingen und ihre Wangen an die seine schmiegen zu brauchen, und er wäre bereit gewesen, ihr alles zu gewähren. Aber das verschmähte sie. Es widerstrebte ihrer ganzen Seele, etwas erschmeicheln hier für sie, sich eine falsche Stellung geben.

Als Johns Gattin hatte sie gleiche Rechte mit ihm und sie wollte sich um seinen Preis so weit erwidern, ein ihr zukommendes Recht zu erbet- ten.

John hätte nicht nötig gehabt, sich vor dem Wiedersehen mit Mildred zu fürchten. Sie war nicht kleinlich und verstand sich zu beherrschen. Sie hatte ein Gemuth angelegt, das er beson- ders liebte. Gänzlich den Disput von Morgen ignorierend, plauderte sie heiter und unbefangenen und John hatte keinen Grund, mit ihr unzufrieden zu sein.

Nur, daß seine Gattin eine Niäuze weniger die Seine war als früher. Sie schien ihm sehr gerührt. Er wurde sich eines „leinen Risses“ be- wußt, der nach und nach zur „un- überbrückbaren Kluft“ werden konnte.

Als inebst die Tage verstrichen, ohne daß Mildred auf das unliebsame Thema zurückkam, betrachtete John die Angelegenheit für abgethan. Er ertundigte sich noch einige Male, ob Mildred irgendwelcher Gelber be- dürfte, aber ihr gelassenes „Nein, danke“, war so bestimmt, daß er ge- wohnen war, es einmündlos anzunehmen. Einmal kam ihm der Ge- dank — und für einen Moment be- reitete ihm derselbe ein sehr unbehag- liches Gefühl — daß seine Gattin ihren Vater um Geld gebeten hätte.

Das war allerdings entsetzlich! Doch nein. Das konnte nicht sein! Mildred besah selbst zu viel Stolz, und auch zu viel Rücksicht auf den stolzen Ehrsitz zu thun.

Nach reiflicher Ueberlegung, um sei- ner Frau in der strengen Sache etwas entgegen zu kommen, legte er, was er noch in geben, eine Rolle Banknoten in ihre Schreibtischschub- lade, damit ihr Geld zur Verfügung stände, ohne die Formalität einer Bitte.

Drei Tage später guckte er wieder verächtlich hinein, um zu sehen, ob die Banknoten fort wären. Doch sie lagen noch unberührt.

„Ich glaube“, sagte er sich, „es wäre am Ende doch bequemer gewesen, wenn ich Mildred ihren Wunsch erfüllt hätte. Ich wage allmählich an, mich wie ein Schurke zu fühlen, und fürchte, sie hält mich auch für einen solchen. Aber jetzt ist es mir zu schrecklich, nachzugeben.“

Als John einige Wochen später sein Kontor betrat, bemerkte sein Kompanion zu ihm:

„Ich muß dir gestehen, lieber Freund, daß meiner Meinung nach, der Stiff deiner Gattin nichts durch die Ruhepause verloren hat. Ihr Bild im Clarion ist geradezu groß- artig! Annie hat mir erzählt, daß Mildred fleißig bei der Arbeit ist und auch die Arbeit liebt, sich wieder ein Arbeiter anzuschließen. Ich denke aber, sie muß deine Gattin wohl sehr verstanden haben, denn du hast mich doch gar nichts davon angedeutet. Aber es ist eine vorzügliche Idee. Denn die Ehe soll nicht das Genie der Frau unterdrücken.“

Es war gut, daß Macellie die Eigen- tümlichkeit besah, wenn er ein Thema berührte, sich des langen und breiten Barthes auszulassen. So fand John Zeit, sich zu sammeln, ehe er leichtsin entgegnete:

Mildred handelt darin ganz nach ihrer Neigung. Bin weit davon ent- fernt, ihr Genie unterdrücken zu wol- len. Sie hat reichlich Zeit; und ich finde auch, daß es ein Jammer wäre, ihr Talenti einzuflößen zu lassen.“

In Anbetracht, daß sein Partner ihm die erste Andeutung von Mildreds Wiederaufbau ihrer Kunst machte, bewies John in seiner An- wort einen bewundernswürdigen Takt. Mildred erwähnte ihrem Gatten gegenüber nichts von der Wiederauf- nahme ihres früheren Berufes.

Erst einige Zeit später kam dieses Thema zur Sprache.

Es war an einem prächtigen Win- termorgen. John schlug seiner Gat- tin eine Spazierfahrt für den Nach- mittag vor. Mildred war früher von solchen Ausflügen stets entzückt ge- wesen und er wollte gern, daß sie sich zum erstenmal mit einer wundervol- len Zobelgarnitur, einem Geburts- tagsgeschenk von ihm, schmüde.

Die Wege sind hart und trocken; ich denke, es wird herrlich sein!“ be- merkte er.

„Ich habe das schnell entfrie- henden Lichtes auszunutzen.“

„Was ist das für eine Arbeit?“ fragte er kurz.

„Ich male ein Sortiment Menü- karten für Daisy Hendersons Gesell- schaft, und sie müssen heute fertig werden, John.“

„Du — du malst Menüarten für Geld, Mildred — du malst Karten für Alex Hendersons Gattin — und sie bezahlt sie dir?“ stieß er erregt hervor.

„Gewiß, lieber John. Daisy be- zahlt ihr eigenes, zum unbeschränkten Gebrauch verfügbares Taschengeld und wird mich reichlich für meine Arbeit belohnen. Ich habe seit eini- ger Zeit die von unserer Heirat aus- geübte Beschäftigung wieder aufge- nommen. Ich sprach zu dir noch nicht darüber, weil mir immer die günstige Gelegenheit dazu fehlte.“

„Aber, Mildred, du hättest mich doch um Rath fragen müssen. Was müßten die Menschen davon denken?“

„Das ist mir höchst gleichgültig. Mir kommt es nur auf die Meinung meines Gatten an. Aber da ich die- sen Schritt thun mußte und zu mei- ner Ansicht unermüdlich Widerstand entgegenzusetzen haben würdest, so heb- delte ich allein. Ich mußte mir Geld erwerben, um ein Taschengeld zu haben, worüber ich frei verfügen konnte, oder ich wäre gestorben. Und ich denke doch nicht, daß du meinen Tod gewünscht hättest.“

„Ich werde dir so viel monatliches Taschengeld geben, wie du wünschst, liebe Mildred. Aber von diesem wohnhübschen Projekt mußst du Ab- stand nehmen. Es würde mir sogar gefährlich schaden.“

„Das sehe ich nun nicht ein,“ ent- gegnete sie, mit einem rebellischen Funken in den braunen Augen. Seine blauen blickten sie fest und ent- schlossen an. Wieder, wie schon ein- stellten sich die beiden Augenpaare, aber diesmal waren die Waffen ge- streift.

Enblich brach John das Schweigen. „Ich bitte dich innig, Mildred, nimm eine weiteren Auftrags von Nachbarn und Freunden an. Ichue es mir liebste. Wüßst du für die Öffentlichkeit arbeiten, so werde ich die nicht im Wege stehen. Ich streiche die Ffagge. Ich bin sehr thöricht und bespöttlich gewesen und habe die holdeste Gattin, die je ein Mann sein eigen gemacht hat, in der verächtlich- sten, vernachlässigtesten Weise behandelt. Aber ich liebe sie, und bitte sie von ganzem Herzen, mir zu vergeben, und verpönde ich, von nun an ein guter Gatte zu sein!“

Und Mildred vergab ihm. Der Feind war wieder hergestellt. Die Ehegatten regelten die Bedingungen ihrer künftigen Finanzen in friedlich- ster Weise, und am nächsten Tage be- gleitete Mildred John auf der Spa- zierfahrt.

Aber der kleine Riß hatte doch eine winzige Schramme hinterlassen, die erst ganz verschwinden war, als an einem anderen wundervollen October- tage in Mildreds Armen Gottes bestes Geschenk für eine Frau — ihr erstgeborener Sohn — ruhte.

Mütter.

Von Anne v. den Elen.

Ich sah um den runden Tisch wie alle Abend. Die Lampe brannte. Frau Brudner strickte an einem wol- lenen Herrensoden. Die graue Haus- schuhe lag behaglich schmurrend auf dem Schooß der alten Dame und rührte nur zuweilen den Kopf, wenn der willens Faden ihr Ohr streifte. Ger- trud, die älteste Tochter, bestellte Wäsche aus, und Lisa, die das Lep- rerinnenjahr beugte, sah über ihre Bücher gebeugt. Die beiden anderen schwiegen flüch, so lange Lisa arbei- tete, und hatten diese Ruhe doch ein peinlich empfunden. Heute aber lastete das Schweigen auf ihnen. Das lang- sam monotone Riden des Regulators machte die Stille nur noch drüder, quälender.

Zuweilen flog ein verflohlener Blick Gertruds zu der Mutter hinüber, die ruhelos die Hände bewegte und die Augen nicht vom Strickzug hob. Wo die Gedanken der alten Frau jetzt weilten, das wußte Gertrud nur zu gut.

Lieben langsam tiefe Schläge der alten Uhr klangen fast feierlich durch den stillen Raum.

Auf und nieder stichelte die Nadel Gertruds, und nichts verriet, daß das junge Mädchen angestrengt auf jedes Geräusch im Hause lauschte. Es war die Stunde der letzten Abendpsal- men. Aber auch Lisa war nicht so schlei- chend mit ihren Gedanken bei der Ar- beit. Nach einigen Minuten trafen sich die Augen der Schwärtern für eine Sekunde. Es lag Frage und An- wort in dem Blick. Dann stand Lisa auf, trat an den Bücherstanz, trante einige Augenblicke darin herum und ging langsam hinaus, als wollte sie das Gedächtnis aus ihrem Zimmer holen. Gleich darauf räumte Gertrud die Arbeit zusammen und sagte: „Es wird wohl Zeit zum Abendbrot, Mut- ter. Soll ich Dir eine Eierpeise machen?“

„Nein, Mutter, das geht nicht, Du hast auch Mittag so wenig gegessen. Man muß dem Magen nur recht freundlich etwas anbieten, dann nimmt er es schon,“ verjügte sie zu- löbigen und frisch järtlich über die wackelnden Hände. Sie sprach lauter als sonst und rühte die Stühle zurecht, denn ihr scharfes Ohr hatte das Des- senen des bleichernen Briefkastens gehört. Dann ging Gertrud ruhig hinaus und mit denselben gleichmäßigen Schritten bis zur Küche, deren Thür sie leise hinter sich schloß. Sofort verwan- delte sich ihre scheinbare Ruhe in ner- vöse Erregung. Am Herd lehnte Lisa, blaß und verpönd, einen Brief in der Hand.

„Nach doch auf, schnell!“

„Aber ich kann nicht — es ist schlimm ausgegangen, sonst hätte er telegraphirt!“

Hastig nahm ihr Gertrud den Brief aus der Hand und riß den Umschlag auf. Ihre Augen flogen über das Briefblatt — dann ließ sie es zu Boden fallen und bedeckte das erblöhte Gesicht mit den Händen.

„Beruhigt!“ fragten Lisas be- bende Lippen fast unhörbar.

Nur ein Nicken, ein Schlucken war die Antwort.

„Still!“

Man hörte das Öffnen der Wohn- zimmerthür. Hastig griff Lisa den Brief auf und steckte ihn in die Ta- schen. „Sie darf es heute — zur Nacht — noch nicht erfahren.“

Und dann hantirte sie beide in der Küche, klapperten mit den Schüsseln und sprachen so ruhig, als seien ihnen nicht eben die Augen voll Thränen ge- fallen. Als Frau Brudner eintrat, sah sie sich nach einer zu aben- ten.

„Dast wohl schon Hunger, Mut- ter?“ fragte Lisa freundlich.

„Was wieder nichts im Brief- kasten?“

„Ich werde gleich nachsehen.“

Langsam kam Lisa zurück und schüttelte den Kopf.

„Nichts — die alte Dame starrte in das knisternde Holzfeuer. Järtlich schlang Gertrud den Arm um den bebenden Nacken der Mutter.“

„Wege nicht!“

„Wege nicht!“

„Wege nicht!“

„Wege nicht!“

von etwa dreißig Jahren. Sein schmales, völlig bartloses Gesicht mit der weitvorpringenden Nase und den tiefliegenden Augen sprachte von Ver- zerrungen.

„Nein, war das späßig! Hast Du es gesehen, Mama, wie sie sich an- sauchten?“

„Karl, willst Du nicht erst Excel- lenz von Zehendorf begrüßen?“

„Ja, guten Tag, Excellenz. Haben Sie es auch gesehen? So haben Sie sich gegenüber.“ Er trümmte den Rücken, streckte den Kopf vor und ahmte das Fräuchen der Kater nach.

„Karl!“

„Aber so laß mich doch, Mama,“ sagte er ärgerlich.

„Ja, die Thiere sind manchmal so tomtisch,“ meinte Excellenz begütigend.

„Nicht wahr? Und gerade die Katen. Die müssen Sie manchmal beobachten, wenn sie verliebt sind! Das ist zum Tobtöhlen!“

„Soll ich Dir Kaffee einschenken?“ fragte Frau von Winter rasch, denn es wurde ihr heiß bei dem Gedanken, daß ihr Sohn wieder eine detaillierte Schilderung seiner Katenstudien zum Besten geben könne. Aber da trafen seine Augen die Schale mit Badewei und blieben darauf haften.

„Ja, Kaffee und Kuchen. Ist wel- cher mit Schlagafne dabei?“

Die Mutter legte ihm ein paar Südde auf den Teller und nun waren die fauchenden Kater dergelien. Mit Gier verschlang Karl den Kuchen, dann langte er nach der Rosettischele und sprach so ruhig, als seien ihnen nicht eben die Augen voll Thränen ge- fallen. Als Frau Brudner eintrat, sah sie sich nach einer zu aben- ten.

„Dast wohl schon Hunger, Mut- ter?“ fragte Lisa freundlich.

„Was wieder nichts im Brief- kasten?“

„Ich werde gleich nachsehen.“

Langsam kam Lisa zurück und schüttelte den Kopf.

„Nichts — die alte Dame starrte in das knisternde Holzfeuer. Järtlich schlang Gertrud den Arm um den bebenden Nacken der Mutter.“

„Wege nicht!“

„Wege nicht!“

— Der Schnappt. Sie, bei Antritt ihrer Babereise. Du wirst doch hoffentlich keinen Augenblick ver- gessen, lieber Edward, daß du veres- taltet bist?“ Er: „Aber Karoline, ich denke ja immer mit Schreden da- ran!“

— Aus der Rolle gefallen. Klein-Anna (mit der Mama an einem Stögenbettel vorübergehend): „Ach, sieh Mama, den armen Mann! Taubstumm ist er und vier Kinder hat er, dem mußt Du etwas geben!“ Der Taubstumm: „Entschuldigen Sie, das ist ein Fehler auf dem Schildchen — fünf Kinder hab' ich!“

Genau.

Water (nach dem Niedgang der Verlobung zum Ex-Bräutigam): „Da ist der Ring zurück. Die sie meiner Tochter gegeben haben — und hier auch Ihre sonstigen Geschenke!“ Er: „Bräutigam: „Dreißig Pfennig bekomme ich auch noch für drei Tramabfahrten!“

— Naie Frage. Junge Frau (besucht ihre Freundin im Pensionat): „Nun muß ich aber irachen, daß ich wieder heimkomme; wir wollen heut' aufhause noch ein Schöndin schlachten!“ Freundin: „Schlachtet Ihr das ganze Thier auf einmal?“

— Der Schwestern. „Sie waren doch neulich bei Kommer- zientrats zur Tafel; was hat's da ge- geben, Herr Unterricht?“ — „Gelt, Austern, Trüffel und gebrochene Herzen.“

Das Monst. „Karl, das interessiert Excellenz ja gar nicht.“

„Aber er ließ sich nicht irren machen. Wie ein Automat, so plapperte er die Höhenmaße aller berühmten Bau- werke der Welt herunter. Dabei rieb er die Kniee mit den mageren Hän- den und hielt den Oberkörper unab- lässig in Bewegung. Endlich sah er die Excellenz triumphierend und Bei- fall heischend an.“

„Es ist verwunderlich, daß Sie alle diese Zahlen so merken können,“ sagte die alte Dame freundlich.

„Ja, nicht wahr! Ich habe ein Buch, darin sind alle berühmtesten Bau- werke abgebildet und beschrieben.“ Er lachte glücklich wie ein Kind, das man gelobt hat.

„Ich will das Buch mal holen, Excellenz, damit Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe.“ Hastig sprang er auf und lief aus dem Zimmer.

„Es ist merkwürdig, dies Gedächtnis!“ sagte die Excellenz, um der Mutter über die peinvolle Situation hinwegzuhelfen.

„Ja, es ist sein größtes Vergnü- gen, dies Buch, das er in meines Mannes Bibliothek fand, immer wie- der durchzulesen. Das Interesse an solchen Bauwerken hat er von seinem Vater geerbt. Als Knabe wollte er auch Baumeister werden — und dann kam der Gehirnhypus — Sie wissen, daß sie von der Unschuld des Bruders fest überzeugt sein.“

Enblich konnten sie flüsternd das Entschliche besprechen, konnten schlagen den Kopf in die Hüften bergen und machend den Morgen erwarten, immer die Worte überlegend, die einer Mutter sagen mußten, daß ihr einzi- ger Sohn fortan ein Gehirnamakter sein würde —

II. „Mama! Mama! Sieh doch mal schnell heraus!“ Ein Kopf redte sich zur Höhe des Parterrefensters, eine magere Hand klopfte ungeduldig an die Scheiben.

Die verwitwete Frau Regierungs- baumeister von Winter sah mit der Excellenz von Zehendorf am Kaffee- tisch. Sie stand rasch auf und ging zum Fenster, den einen Flügel öff- nend. „Was willst Du denn, Karl?“

„Nein, sieh nur mal die zwei Kater an, wie sie sich mühen anzufrähen!“ Der junge Mann stieg ein weiches Lachen aus und schlug sich vor Ver- gnügen auf die Schenkel.

„Ich bitte Dich, Karl, was sollen die Nachbarn denken! Komm doch herein, ich habe Besuch.“ Frau von Winter schloß das Fen- ster und kam etwas verlegen an den Kaffeetisch zurück.

„So ist er auch noch so rein und unverbunden. Er hat keine Kater und lebt so anspruchslos bei seiner alten Mutter — Sie glauben ja gar nicht, wie er an mir hängt! Manchmal wünschte ich, er wäre anders. Aber dann ginge er hinaus in die Welt und ließe mich allein im Alter. So aber könnte er gar nicht unter fremden Menschen sein, denn Niemand versteht ihn so gut wie ich.“

